

/// Gegen das Vergessen

## ERINNERUNG IN EINER GESELLSCHAFT DER VIELEN

**MIRJAM ZADOFF** /// Der europaweit wachsende „neue Antisemitismus“ ist eine Gefahr für Jüdinnen und Juden, aber auch für die Demokratie an sich. Diversität, gegenwärtige und vergangene, hat sich nicht adäquat in ein deutsches Kulturverständnis eingeschrieben. Umso mehr brauchen wir eine offene Gesellschaft, in der Minderheiten ohne Vorbehalte geschützt werden und als aktive Träger einer vielfältigen Kultur Anteil an demokratischen Prozessen und Erinnerungsdiskursen haben. Dafür braucht unsere Gesellschaft eine verantwortungsvolle und multiperspektivische Erinnerungsgeschichte.

### Was Bilder zeigen können

Bilder sind nicht immer, was sie scheinen – auch nicht die Sammlung kleinformatiger Schwarzweißfotos, die im März 2021 bei einer Online-Konferenz zur Geschichte der jüdischen Jugend vorgestellt wurde.<sup>1</sup> Landschaften, Sehenswürdigkeiten und Straßenszenen sind da zu sehen, dazwischen Fotografien von Teenagern, die mit ihren Fahrrädern von Bonn nach Köln radeln, oder

per Anhalter durch Deutschland unterwegs sind. Es handelt sich um Schnappschüsse, die jüdische Jugendliche mit ihren eigenen Kameras machten, die sie zur Bar\*Bat Mitzvah oder zum Geburtstag erhalten hatten.

Ein kleines Detail lässt diese Fotografien im richtigen Licht erscheinen: Sie wurden in der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre aufgenommen, manche 1936, andere erst 1939 und kurz vor



Quelle: © NS-Dokumentationszentrum München, Foto: Connelly Weber

**Das Kunstwerk „The Blacklist / Die Schwarze Liste“ von Arnold Dreyblatt am Königsplatz in München. Es ist ein Mahnmal zur Erinnerung an die Bücherverbrennungen der Nationalsozialisten im Jahr 1933.**

Ausbruch des Krieges, zu einer Zeit also, als das Leben und die Mobilität von Juden in Deutschland bereits massiv eingeschränkt und ihnen viele Aktivitäten verboten worden waren. Trotzdem gelang es diesen Jugendlichen, sich ein Stück Unabhängigkeit und Mobilität zurückzuholen und diese kurzen Fluchten zu dokumentieren. Keine Frage, es erforderte großen Mut in diesen Jahren als jüdischer Teenager per Fahrrad oder Anhalter durch Deutschland unterwegs zu sein, wo der öffentliche Raum feindselig und gefährlich war. Und es erforderte Mut, diese Ausflüge zu dokumentieren und die Fotoalben

ins Exil zu retten. Von einer Geografie des Trotzes und der Auflehnung spricht die Historikerin Rebekka Grossmann deshalb, deren Forschungen diese vergessenen Fotografien zu Tage gebracht haben.

**FOTODOKUMENTE zeigen, dass sich einige jüdische Jugendliche noch Handlungsspielräume erkämpften.**

### Was Bilder zeigen sollten

Diese Fotografien dokumentieren nicht wie andere Aufnahmen der Zeit die Verfolgung und wachsenden Einschränkungen von Juden in Deutschland. Und doch erzählen sie mit Blick auf die erkämpften Handlungsspielräume davon, wie bedrängt der Alltag gewesen war, aus dem man sich davonstahl. In Knickerbockern und mit geschulterten Rucksäcken holten sich diese Jugendlichen ein Stück weit den Freiraum zurück, der ihnen durch das Regime genommen worden war. In ihren Fotografien schrieben sie sich selbst trotzig in Straßen und Ansichten ein, in denen für Juden und Angehörige anderer Minderheiten kein Platz mehr vorgesehen war. Denn das Regime bestimmte, dass seine angeblichen Feinde innerhalb der deutschen Bevölkerung im öffentlichen Raum nur mehr in negativen, verzerrten Bildern dargestellt werden durften. In der Propaganda des „Stürmers“ etwa, wo regelmäßig die angeblichen Verschwörungen eines „Weltjudentums“ in Karikaturen visualisiert wurden, oder im Spielfilm „Jud Süß“, der Juden als Vergewaltiger deutscher Frauen darstellte und den 20 Millionen deutsche Kinobesucher gesehen hatten oder auch in den großen Propagandaausstellungen wie der Schau „Der ewige Jude“, die im November 1937 in München im Bibliotheksbau des deutschen Museums eröffnet wurde.

**Das NS-Regime stellte Juden nur noch in **NEGATIVEN** Bildern dar.**

Damals inszenierten die mit der Ausstellung beauftragten Kuratoren auf 3.500 Quadratmetern und in 20 Sälen in Objekten, gefälschten Statistiken, ins Monströse vergrößerten Fotos und angstmachenden Weltkarten einen hetzerischen Antisemitismus. Schulklassen wurden zwangsverpflichtet, ein begeisterter Joseph Goebbels reiste an, über 5.000 Besucher kamen jeden Tag. Die Ausstellung wanderte weiter nach Wien, Berlin, Bremen, Dresden und Magdeburg und wurde von über einer Million Menschen gesehen. Eine ähnliche Schau wurde im Herbst 1941 im besetzten Paris einem französischen Publikum präsentiert. Lobend kommentierte der Völkische Beobachter: „So hat diese absolut objektive, fast leidenschaftslose Ausstellung den Zweck, jedem die Augen zu öffnen anhand unwiderlegbarer Dokumente.“ Zu diesen angeblich objektiven Dokumenten zählten: Nasen, riesenhaft vergrößerte Nasen, Münder und Ohren, groteske Karnevalsobjekte in musealen Glasvitrinen. Dazwischen fanden sich, kleiner und fast schon unscheinbar, Gipsmasken deutscher Juden – in Konzentrationslagern angefertigte Lebendmasken, mit denen deportierte und gequälte Menschen in Ausstellungsobjekte transformiert wurden.<sup>2</sup>

Die Tradition der Lebendmasken reicht zurück bis ins späte 19. Jahrhundert, als in der deutschen Kolonie Papua-Neuguinea Gipsmasken der indigenen Bevölkerung angefertigt wurden, die man später kolorierte und im Berliner Wachsfigurenkabinett ausstellte. Diese koloniale Technik, Gesichter in Objekte für die Wissenschaft zu verwandeln, wurde bald von der Fotografie abgelöst. Nicht zufällig holten Nazi-Kuratoren diese koloniale Praxis 1937 zurück ins Museum. Es galt, aus Deut-

schen Fremde zu machen, aus bekannten Gesichtern „Unzivilisierte“, aus Vertrauten Feinde. Material und Technik sollten visualisieren, was die Propaganda täglich in ihren Slogans und Hetzreden wiederholte, nämlich, dass es Deutsche gab, denen alles zustand, und solche, denen alles abgesprochen wurde, auch das Deutsche und die damit

**MITTELS pseudowissenschaftlicher Technik und Dokumentation sprach man „Unzivilisierten“ ihre Zugehörigkeit zur Gesellschaft ab.**

verbundenen Rechte. Die meisten Juden, die 1933 zu Fremden und Feinden erklärt wurden, lebten seit Generationen in Deutschland. Um ihre Isolation, Beraubung und Verfolgung zu rechtfertigen, bediente man sich alter antisemitischer Feindbilder und vermischte sie mit (anti)modernen Verschwörungsmymen und pseudowissenschaftlicher Rassenforschung.

### **Das Ende der offenen, vielfältigen Gesellschaft**

Die Weimarer Republik war zweifelsohne eine problematische, fehlerhafte und fragile Demokratie gewesen, aber sie war näher an einer offenen, vielfältigen Gesellschaft als alles, was Deutschland bis dahin erlebt hatte. Weimar brachte Freiheiten und ein neues Selbstverständnis für Frauen, Minderheiten und eine bis dahin weitgehend stumme Jugend. Dieses rasche und wilde Aufblühen ge-

sellschaftlicher Diversität wurde 1933 mit allen Mitteln aus dem öffentlichen Leben entfernt, Museen und Bibliotheken wurden von ihr gesäubert, ihre Vertreter unterdrückt und verfolgt. An Stelle der Vielfalt rückte eine imaginierte „Volksgemeinschaft“, weiß, homogen, nationalistisch, antisemitisch. Eine Gesellschaft, die angeblich die Kontinuität deutscher Kultur und Tradition repräsentierte und dabei die Geschichte der modernen Migration ungeschrieben machen wollte.

Eine der Gipsmasken, die 1937 in München ausgestellt wurden, zeigte Werner Scholem, der zu Beginn der 20er-Jahre ein bekannter deutscher Politiker gewesen war. Der Sohn aus bürgerlich-jüdischem Haus und Bruder des späteren Religionswissenschaftlers Gershom Scholem machte sich zu Beginn der Weimarer Republik einen Namen als einer der jungen Radikalen in der kommunistischen Partei. Wie viele andere junge Juden suchte er nach einem Bruch mit einer Gesellschaft, die von Antisemitismus und sozialer Ungerechtigkeit geprägt war. Damals entwickelte Joseph Goebbels eine persönliche Feindschaft gegenüber dem Redakteur und Politiker Scholem, eine gefährliche Prominenz.

Mitte der 1920er-Jahre zierte sein Porträt bereits nationalsozialistische Wahlplakate. Kurz darauf geriet Werner Scholem in Clinch mit den Stalinisten in der KPD und flog 1926 aus der Partei. Ungeachtet dessen tauchte sein Konterfei mehr als zehn Jahre später in der großen Münchner Propagandaausstellung auf, als Inbegriff des Feindes im eigenen Land. Die Gipsmaske war im KZ Dachau angefertigt worden, wo Werner Scholem damals inhaftiert war. Eine entfernte Verwandte entdeckte das Objekt in

der Ausstellung. Wäre nicht auch ein Namensschild angebracht gewesen, hätte sie ihn nicht erkannt. Vier Jahre Haft in Gefängnissen und Konzentrationslagern hatten Spuren an dem 41-Jährigen hinterlassen und die Maske zeigte einen frühzeitig gealterten Mann. Weniger als drei Jahre später, im Sommer 1940, wurde er im KZ Buchenwald erschossen, einer von Zigtausenden, die grundlos aus der Gemeinschaft der deutschen Nation ausgeschlossen worden waren und derer man sich erst Jahrzehnte später wieder erinnerte – wenn überhaupt.

### Das Vergessen

Viele wurden und blieben vergessen, ebenso wie die Vielfalt jüdischer Kulturen in Vergessenheit geriet. Anfang Mai 2021 wurde am Münchner Königsplatz ein Mahnmal in Erinnerung an die Bücherverbrennungen 1933 eröffnet. Am mutmaßlichen Ort der nationalsozialistischen Bücherverbrennungen ist nun eine Spirale in den Boden eingelassen, die 359 Buchtitel von 310 Autoren aneinanderreihet. Die Titel sowie der Name des Kunstwerks basieren auf den historischen „schwarzen Listen“ des Berliner Bibliothekars Wolfgang Herrmann, die grundlegend für die Auswahl der Autoren und der verbrannten Bücher war. Das Mahnmal des amerikanisch-deutschen Künstlers Arnold Dreyblatt, „The Blacklist / Die Schwarze Liste“, erinnert an Bücher, die in den Jahren vor 1933 in

Buchhandlungen, auf Kaffeetischen und Wohnzimmerregalen den diversen und vielstimmigen Charakter der ersten deutschen Demokratie repräsentierten. Frauenrechtlerinnen meldeten sich da ebenso zu Wort wie Sozialdemokraten, Kommunisten, Anarchisten, Sexualwissenschaftler, Pädagogen und Romanciers, viele von ihnen Juden. Diese Vielfalt wurde 1933 gewaltsam aus öffentlichen Sammlungen entfernt, um das Trugbild eines homogenen „deutschen Volkes“ entstehen zu lassen, einer Gesellschaft der Diskriminierung und des Ausschlusses – und des Vergessens.

Die Drohung, aus dem europäischen Gedächtnis gelöscht zu werden, war den Verfolgten nur allzu bewusst. Im Warschauer Ghetto fand sich eine Gruppe von Intellektuellen um den Historiker Emanuel Ringelblum und sammelte alles, was an Dokumenten und Artefakten auffindbar war, um sowohl die Geschichte des Ghettos und der Verfolgung zu dokumentieren als auch die Geschichte und Kultur des polnischen Judentums vor 1939. Bis heute finden sich viele Bücher, die Wolfgang Herrmann 1933 auf seine „schwarzen Listen“ aufnahm und die daraufhin öffentlich verbrannt wurden, nicht mehr in deutschen Bibliotheken. Bis heute tauchen Juden, Roma und Sinti und andere in vielen Schulcurricula gar nicht oder nur als Verfolgte auf, aber nicht dort, wo ihr Platz wäre, nämlich im Zentrum der deutschen Geschichte als einer multiperspektivischen Erzählung.

### Der Prozess des Erinnerns

Die Vergangenheit ist nicht abgeschlossen, sondern über biografische und strukturelle Kontinuitäten mit dem Heute verbunden. In diesem Sinn ist auch das Erinnern ein Prozess, der sich

**Die Bücherverbrennung 1933 sollte jüdische Kultur VERGESSEN machen.**

aus der jeweiligen Gegenwart nährt. Das Erinnern an Nationalsozialismus und Holocaust reflektiert diese Prozesshaftigkeit besonders deutlich, weshalb der gern gebrauchte Begriff der Erinnerungskultur irreführend ist. Ohne Kenntnis seiner Genese könnte man glauben, es handle sich um eine per Dekret beschlossene politische Entscheidung, die das Erinnern in den 1950ern oder 60ern in die Parlamente und Innenstadtlagen geholt und eine breite Gedenkkultur installiert hat. Nichts an diesem Begriff verweist auf den langwierigen, konfliktreichen und oft schmerzhaften Prozess, der fast ausnahmslos auf die hartnäckige Initiative Einzelner – Überlebender, Lehrer, Mitglieder lokaler Geschichtswerkstätten und viele mehr – zurückging; ein Prozess, der erst lange nach Kriegsende erste große und sichtbare Erfolge verzeichnete.

Was heute gern mit Stolz unter den Errungenschaften der „deutschen Erinnerungskultur“ aufgezählt wird, verdanken wir ganz besonders den Überlebenden und Zeitzeugen. Noch 1966 befürchtete Jean Améry, dass es für deutsche Jugendliche dereinst unmöglich sein werde, Goethe zu zitieren, aber Himmler auszulassen. Améry war einer von vielen Überlebenden, die zu Zeugen der deutschen Verdrängung und Ignoranz der Nachkriegsjahre wurden. Sie waren es, die über Jahrzehnte einen widerständigen Kampf für das Erinnern geführt haben, und es dauerte bis in die 1970er- und 80er-Jahre, bis ihre Erzählungen endlich ein breites Publikum erreichten. Noch Ende der 1980er-Jahre führte Saul Friedländer einen richtungsweisenden Briefwechsel mit Martin Broszat, dem Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte. Broszat vertrat die damalige Sicht der deutschen Zeitge-

schichte, als er die Erinnerungen der Überlebenden zu „geschichtsvergrößernde(n) Mythen“ degradierte, die einer objektiven, auf den Hinterlassenschaften der Täter basierenden Wissenschaft gegenüberstünden. Den Tätern und ihren Nachkommen wurde damit größere Sachlichkeit und Neutralität zugesprochen als den Zeitzeugen und ihren Nachkommen.

Friedländer, Überlebender und Professor für Geschichte in Israel und den USA, konterte und forderte eine „integrierte Geschichte“, die Täter- und Opferperspektiven verknüpft und sich damit von einer Deutungshoheit der Täternation löst. Friedländers Forderung

**Erinnerungskultur braucht eine  
MULTIPERSPEKTIVISCHE Ausrichtung.**

nach einem multiperspektivischen Erinnern brachte einen damals längst fälligen Wandel im deutschen Nachdenken über die nationalsozialistischen Verbrechen und sie kann als Vorbild dienen für die Aufarbeitung anderer Traumata. Seine Geschichte zeigt, wie wichtig widerständiges Denken für die Ausbildung von Erinnerungsdiskursen war, und es bis heute ist.

Im November 2019 eröffneten wir in den Räumen des Münchner NS-Dokumentationszentrums die Ausstellung „Tell me about yesterday tomorrow“, in der es, so eine Pressestimme, darum ging, zu „Erinnern, um die Welt neu zu denken“. Über fünfzig, teilweise eigens

für die Ausstellung entstandene, künstlerische Arbeiten stellten Fragen an die deutsche Erinnerungskultur oder brachten diese in einen Austausch mit anderen kulturellen und nationalen Diskursen über traumatische Vergangenheiten. In diesem Rahmen entstand auch die Arbeit „The Steeple and the People“ der kanadischen Künstlerin Ydessa Hendeles, die in der nahegelegenen Kirche der Abtei St. Bonifaz zu sehen war. Die als Tochter von Auschwitz-Überlebenden in Deutschland geborene und in Kanada aufgewachsene Künstlerin ließ sich mit ihrer Installation sensibel auf diesen besonderen Ort ein. In St. Bonifaz, als Kloster und Gemeindezentrum, stehen Gebet, Einkehr und Gemeinschaft im Vordergrund, im kloster eigenen Flüchtlings- und Obdachlosenheim geht es um Empathie und Solidarität mit den Verlierern der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen.

Ydessa Hendeles schuf dafür eine zeitgenössische künstlerische Fabel, die rund um die Geschichte der jüdischen Gemeinde Fürth, eine alternative, utopische Auslegung einer eigentlich dystopischen Erzählung der Vergangenheit entwarf. Trennung und Verfolgung wurden darin in eine Geschichte von Akzeptanz und Hoffnung verwandelt. Im Zentrum der aufwendigen Installation befand sich die kleine, zerknitterte Fotografie einer Gruppe von Jugendlichen und Erwachsenen aus dem Jahr 1932, das einzige Familienfoto des Vaters der Künstlerin, das er wahrscheinlich über seine Jahre in Auschwitz bei sich getragen und gerettet hatte. Es ist der klösterlichen Gemeinschaft zu verdanken, dass dieses vielschichtige Kunstwerk, das nicht zuletzt die Geschichte des christlichen Antisemitismus in Bayern offenlegt, beinahe ein ganzes Jahr lang in die

Gemeindearbeit der Pfarrei und das Alltagsleben der Abtei integriert wurde.

### Zukünftiges Erinnern

Kürzlich wurde ich in einem Interview gefragt, ob nicht auch heutige Stätten jüdischer Kultur in Deutschland als Erinnerungsorte betrachtet werden müssten? Diese Frage enthüllt den Kern eines großen Problems des gesellschaftlichen Erinnerns hierzulande. Denn Synagogen oder Kulturzentren von Roma und Sinti sind keine Erinnerungsorte der deutschen Verbrechen und Genozide. Sie sind Symbole dessen, was vergessen wurde, nämlich die Geschichte der Diversität und Vielfalt vor 1933, die der Homogenisierungswahn der Nazis aus Bibliotheken, Museen, Archiven und dem Bewusstsein der Menschen „gesäubert“ hat. Und es dauerte lange, bis diese Diversität wieder in der deutschen Gesellschaft angekommen war und ist.

Gerade in diesen langen Monaten der Pandemie stellt sich die Frage, welche neuen Wege es für das Sprechen, Denken und Visualisieren von Erinnerung geben kann oder soll. Denn obwohl vieles richtig gemacht wurde, ist es mehr als bedenklich, wenn in deutschen Parlamenten eine „Erinnerungswende“ gefordert wird, und monatelang Pandemieegner im Verbund mit Verschwörungsfanatikern und Rechtsradikalen durch die Innenstädte marschieren, um sich als Opfer einer „Corona-Diktatur“ zu inszenieren, mit gelbem Stern an der Brust und Vergleichen mit Anne Frank und Sophie Scholl im Mund. Was ist falsch gelaufen, wenn gewaltsame antisemitische und rassistische Übergriffe zunehmen, wenn rechtsextreme Ideologien in Polizei und Militär kolportiert werden, ohne dass eine Gesellschaft sich geschlossen und solidarisch zur

Wehr setzt? Hat der Geschichtsunterricht versagt? Oder verblasst die Erinnerung in einer Art natürlichem Vorgang, weil die zeitliche Distanz wächst?

**Aus dem Gedenken muss  
VERANTWORTUNG für politisches  
Handeln, Menschlichkeit und  
Empathie folgen.**

So wichtig ritualisiertes Gedenken ist (und daran habe ich keinen Zweifel), läuft es doch Gefahr, instrumentalisiert zu werden, wenn sich keine Verantwortung für politisches Handeln, für Menschlichkeit und Empathie daraus ableitet. Die Erinnerung an den Nationalsozialismus zeigt auf vielen Ebenen, wie wichtig gesellschaftliche Verantwortung und Solidarität sind und was zu lernen ist aus der schleichenden Radikalisierung einer toleranten Gesellschaft, aus dem Empathie-Verlust gegenüber Freunden, Nachbarn oder Kollegen, aus der Verantwortung der Ermöglicher und der Rolle der unscheinbaren Mitläufer, der Profiteure und Stillhalter, die das Rückgrat des Regimes bildeten. Die Grauzonen sind es, in denen sich die Relevanz und Notwendigkeit gesellschaftlicher Solidarität, Verantwortung und Zivilcourage zeigt.

„Antisemit ist immer nur der Andere“, schrieb der Historiker und Schriftsteller Doron Rabinovici vor kurzem über die aktuellen Debatten zum „neuen Antisemitismus“, und weiter: „Der Judenhass richtet sich gegen die offene

Gesellschaft schlechthin. Er ist deshalb nicht nur eine physische Gefahr für die jüdischen Gemeinden, sondern ebenso ein Symptom und ein Teil der existentiellen Krise der Demokratie.“<sup>3</sup> Diversität, gegenwärtige und vergangene, hat sich nicht adäquat in ein deutsches Kulturverständnis eingeschrieben, und es gilt, neue Erzählungen zu entdecken und vergessene Menschen zu feiern. Um globale, rechtsextreme Allianzen abzuwehren, brauchen wir eine offene Gesellschaft, in der Minderheiten ohne Vorbehalte geschützt werden und Anteil haben an demokratischen Prozessen und an Erinnerungsdiskursen, nicht als zu erziehendes Publikum oder gar als „Objekte“ in Sammelgebieten von Museen, Archiven oder Bibliotheken, sondern als aktive Träger einer vielfältigen Kultur und Erinnerung. ///



Autorenfoto: © Orla Connolly

**/// DR. MIRJAM ZADOFF**

**ist Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München.**

**Anmerkungen**

<sup>1</sup> Grossmann, Rebekka: Geographies of Defiance: Cross-National Mobilities of German-Jewish Youth, 1929-1939, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8940>

<sup>2</sup> Zadoff, Mirjam: Der rote Hiob: Das Leben des Werner Scholem, München 2014.

<sup>3</sup> Rabinovici, Doron: Antisemit ist immer nur der Andere. Oder: Veränderungen in der globalen Debatte über den neuen Antisemitismus und deren österreichische Widerspiegelung, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 29, 2020, S. 314-321.